

Entwicklung - Zerstörung - Status Quo

Claudia Theune und Tina Walzer

Die Halacha, das religiöse Gesetz der Juden, verpflichtet sie zur immerwährenden Erhaltung eines jüdischen Friedhofs, des Bet Hachajim (Haus des Lebens). Dadurch haben sich häufig sehr alte und unterschiedliche Grabstätten erhalten, die als Spiegelbild zahlreicher Aspekte der Kultur-, Kunst-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte gewertet werden können. So sind zwischen 1784 und 1884 auf dem Währinger Jüdischen Friedhof in Wien Mitglieder bedeutender Familien bestattet worden, die maßgeblich an der Industrialisierung und der Herausbildung der modernen Gesellschaft im Wien des 19. Jahrhunderts beteiligt waren. Heute beeinflusst jedoch ein Spannungsfeld zwischen Kultstätte, Erinnerungsort und Denkmalpflege maßgeblich die Bewahrung und Pflege dieser Anlagen. Da fast alle jüdischen Begräbnisstätten im In- und Ausland während der Zeit des Nationalsozialismus verwüstet oder vernichtet worden sind, besteht bei den noch erhaltenen Friedhöfen großer Handlungsbedarf. Es muss einerseits der Friedhofscharakter gewahrt bleiben, andererseits besteht die Verpflichtung zum Gedenken und Erinnern an die Verstorbenen und ihre Nachkommen, die Opfer des Holocaust.



1 Der Friedhof Währing ist der größte erhaltene jüdische Friedhof des 18. und 19. Jahrhunderts in ganz Europa, leider jedoch steht eine kontinuierliche und nachhaltige Pflege aus.



2 Grabmal, Sandstein im orientalisierenden Stil, von Fanny Sulzer (1809–1855), der Ehefrau des Wiener Oberkantors Salomon Sulzer (1804–1890), der als Begründer der modernen synagogalen Musik Weltruhm erlangte.



3 Das Areal wird seit der Machtergreifung der Nationalsozialisten im März 1938 nicht mehr gepflegt, die Grabmonumente sind unter dichtem Wildwuchs verschwunden.



4 Der jüdische Friedhof Währing weist eine architektonisch einzigartige Gruppe von Grabdenkmälern der Wiener türkisch-jüdischen Gemeinde auf; bemerkenswert sind vor allem die Grabhäuschen der osmanisch-orientalischen Bestattungstradition im antikisierenden Stil.



5 Vandalismus-Schäden auf dem fragilen Sandstein-Grabmal von Magdalena Leidesdorf (1759–1833), die Steckplatte wurde von einem herabstürzenden Baumteil während des Orkanes „Kyrill“ im Januar 2007 schwer beschädigt. Das Graffiti lautet: „Ruhe in Frieden heute“, darunter ist ein Hakenkreuz aufgesprüht.



6 In der NS-Zeit wurde bei der Anlage eines Luftschutzbunkers ein Viertel der Anlage mit mehr als 2.000 Grabmonumenten zerstört, abgeräumte Grabsteine wurden aufgehäuft. Die Schäden wurden nie beseitigt.

Bildnachweis: G. Gattinger (1, 2, 5, 6); Th. Pertlwieser (3, 4).

Weitere Informationen und Kontakt: Prof. Dr. Claudia Theune-Vogt, Institut für Ur- und Frühgeschichte, Universität Wien, Franz Klein Gasse 1, A-1190 Wien; Tel ++43/1/4277 40453, Fax ++43/1/4277 9404; claudia.theune@univie.ac.at, <http://histarch.univie.ac.at>

וימלע-תיב - Haus der Ewigkeit?

Denkmalpflegerische und konservatorische Aspekte zum jüdischen Friedhof in Währing

Martin Pliessnig und Barbara Riedl

Der heute schlechte Erhaltungszustand des Währinger jüdischen Friedhofs war aus denkmalpflegerischer Sicht wegen kontinuierlicher Vernachlässigung des Areals in der zweiten Republik absehbar. Aktuell drohen vor allem die Grabsteine aus den verwitterungsanfälligen lokalen Kalkareniten („Leithakalksteine“) und Marmoren („Wachauer“) in den nächsten Jahren unwiderruflich verloren zu gehen, weniger anfällig sind Grabsteine aus Granit. Auch der Baum- und Strauchbewuchs wurde nicht gepflegt, daher hat sich pflanzlicher Bewuchs angesiedelt und eine klare Abtrennung von Wegen, Freiflächen und Grabflächen ist oft nicht ersichtlich.

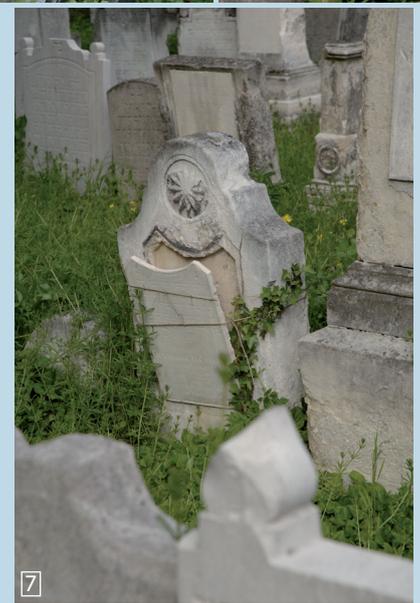
Im Rahmen der dringend notwendigen Konservierung und Restaurierung des gesamten Areals muss auch diskutiert werden, inwiefern diverse vorhandene Spuren sekundärer Eingriffe, die sich am Friedhof so dominant in die Materie eingeschrieben haben, Teil der zukünftigen Erscheinung des Denkmals sein sollen.



1: Efeu, Büsche und Bäume werden kaum gepflegt und überwuchern die Gräber. 2: Deutliche Verwitterungsspuren an einem Grabstein aus Kalkstein, eine Inschrift ist nicht mehr zu erkennen. 3: Aufgebrochene Grabstelle mit zerstörter gusseiserner Grabeinfassung. 4: Der am meisten zerstörte südöstliche Teil des Währinger Friedhofs.

Die Einfriedung besteht, mit Ausnahme der Abgrenzung zum „Arthur-Schnitzler-Hof“ (Betonmauerwerk), aus einer Ziegelmauer. Am westlichen Mauerabschnitt, wo parkseitig Erdreich aufgeschüttet wurde, kommt es zum verstärkten Feuchtigkeitseindring sowie einer zusätzlichen statischen Belastung wegen des horizontalen Erddrucks. Ein vom Architekten Kornhäusel 1797 entworfenes Tahara-Haus ist in die Mauerfront integriert; es ist ein symmetrischer zweigeschossiger Baukörper. Gebäudebasis und die Rahmungen der Öffnungen (Portal, Fenster) des Ziegelbaus bestehen aus Naturstein. Eine Generalsanierung zur Vermeidung größerer Schäden durch Bodenfeuchtigkeit und eindringendes Regenwasser durch das Dach ist dringend notwendig.

Der Baumbestand kann in zwei Kategorien unterteilt werden: bewusst gesetzte Bäume entlang der Hauptallee, welche im Zuge der Umgestaltung zu einer Parkanlage zu Beginn des 20. Jahrhunderts gepflanzt wurden, und eine Vielzahl wild gewachsener bis zu 20 Meter hoher Bäume. Diese und der nicht gepflegte Altbaumbestand bergen eine stete Gefahr durch abbrechende Äste. Die rund 8000 Grabdenkmäler dokumentieren in ihrer Gesteinszusammensetzung Vorlieben der Zeit. Zu Beginn sind es vor allem lokale Kalkarenite und bekannte Dekorgesteine mit langer Handelstradition, zum Schluss tritt der Granit in den Vordergrund. Eine Vielzahl ist umgefallen oder zerbrochen. Durch die fortgeschrittene Verwitterung werden bald auch die letzten Informationen der Oberfläche verloren sein.



5: Umgefallene und stark beschädigte Grabsteine, von wild wachsenden Pflanzen überwuchert. 6: Aus Franken (Bayern) importierter Grabstein von 1872 des aus Augsburg (Bayern) stammenden Jacob Heymann. 7: Grabstein aus Sandstein, die marmorne Inschriftenplatte kann nur noch mit Seilen am Grabstein gehalten werden.

Literatur: Walzer, T., *Entwicklungen seit 1945. Der Währinger jüdische Friedhof und seine Erhaltung. Eine Bestandsaufnahme*, <http://www.waehringer-friedhof.at/entwicklung.html> (Zugriff Sept. 2008); Walzer, T., *Weißbuch über Pflegezustand und Sanierungserfordernisse der jüdischen Friedhöfe in Österreich*, Wien 2002.

Bildnachweis: G. Gättinger (1, 2, 4 - 7), M. Pliessnig u. B. Riedl (3).

Jüdische Bestattungssitte in der Antike

Hans Reibnagel

Bestattungssitten geben zu allen Zeiten und in allen Regionen einen tiefen Einblick in die Jenseitsvorstellungen, aber auch in das soziale Gefüge der Gesellschaften. Dies gilt auch für jüdische Bestattungsformen. Als Formen der – soweit eruiert – jüdischen Gräber in der Antike können Erdbestattungen, Grabanlagen in natürlichen Felshöhlen, aus dem Fels gehauene Kammergräber oder Mausoleen angeführt werden. Wegen des Glaubens an die Auferstehung ist eine Körperbestattung Pflicht, die Füße des Toten zeigen nach Jerusalem hin. Dieser Glaube beinhaltet auch die Verpflichtung, die Gräber immer und ewig zu erhalten und die Totenruhe nie zu stören. Zweitbestattungen in den bestehenden Gräbern kommen vor. Zu beachten ist eine ausgeprägte Beigabensitte – Schmuck, Hausrat, Münzen finden sich immer wieder in den Gräbern. Unter Herodes beginnt die Verwendung von Sarkophagen. In urbanen jüdischen Zentren, z.B. in Rom, finden sich auch die ältesten Katakombengräber. Die Inschriften beinhalten meist nicht nur die Familien-, sondern auch die Gemeindegliederung des Verstorbenen.



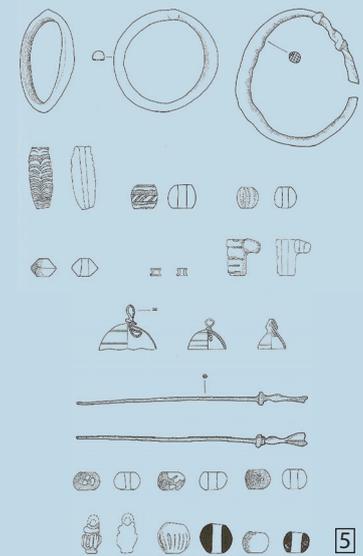
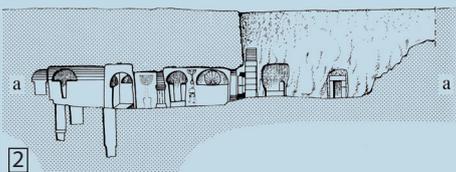
Ausgrabungen von jüdischen Bestattungsplätzen der Antike können für die Akeldama-Nekropole in Jerusalem oder die Nekropole Beth-Shearim südlich von Haifa angeführt werden. Beide Plätze wurde schon im 1. Jahrhundert v. Chr. genutzt. Die spätesten Grablegen stammen aus byzantinischer Zeit. Wie allgemein in dieser Zeit üblich wurden die Verstorbenen auf dem Rücken liegend bestattet. In der älteren Zeit kommen auch Zweitbestattungen vor.

Die Funde von Armreifen, Schminkstäbchen, Perlen und Anhängern können als persönliche Gegenstände angesprochen werden, die Keramik- und Glasgefäße sowie das Tonlämpchen zeigen die enge Verbindung der jüdischen Bestattungssitte zum hellenistischen, sowie später dem römischen Totenbrauchtum, wo gleiche Funde geborgen werden.

In Österreich konnte in dem spätantiken Gräberfeld von Halbtürn (Burgenland) eine gleichartige Grabsitte beobachtet werden.

Von herausragender Bedeutung ist auch die 35 Jahre dauernde und 2007 abgeschlossene archäologische Ausgrabung der unter Herodes dem Großen erbauten Bergfestung „Herodium“ samt Mausoleum und den Resten eines monumentalen Sarkophages aus Kalkstein.

Aus dem Frühmittelalter liegen nur wenige Belege für jüdische Bestattungen vor. Die ältesten Belege stammen aus Worms und datieren in das Hochmittelalter.



1: Akeldama-Nekropole in Jerusalem, Teilansicht eines Kammergrabes samt zweier Ossuarien in situ. 2: Nekropole Beth-Shearim: Katakomben mit unterschiedlichen Grabtypen. 3: Fresko aus einer jüdischen Katakomben in Rom mit der Darstellung der Stadt Jerusalem und der Menora, späte römische Kaiserzeit.

4: Glasgefäße aus der Akeldama-Nekropole in Jerusalem. 5: Funde aus Grabhöhlen aus der Akeldama-Nekropole in Jerusalem: Armreifen, Glöckchen, Glasperlen, Anhänger und Schminkstäbchen.

Literatur: Avni, G. u. Greenhut, Z., *The Akeldama Tombs, Three burial caves in the Kidron Vally, Jerusalem*, IAA Reports No. 1, Jerusalem 1996; Künzl, H., *Jüdische Grabkunst von der Antike bis heute*, Darmstadt 1999; Triebel, L. u. Zangenberg, J., *Hinter Fels und Erde, Beobachtungen zur Archäologie und zum kulturellen Kontext jüdischer Gräber im hellenistisch-römischen Palästina, Zeichen aus Text und Stein, Studien auf dem Weg zu einer Archäologie des Neuen Testaments, Texte und Arbeiten zum neutestamentlichen Zeitalter 42*, Tübingen 2003.
Bildnachweis: (1, 4, 5) Avni, G. u. Greenhut, Z., *The Akeldama Tombs, Three burial caves in the Kidron Vally, Jerusalem*, IAA Reports No. 1, Jerusalem 1996; (2) Kuhnen, H. P., *Palästina in griechisch-römischer Zeit*, München 1990; (3) Grant, M., *Vones-Liebenstein, U., Welt des frühen Mittelalters, Ostfildern 2003*.

Frühe Quellen zu Juden in Österreich zwischen Antike und Mittelalter

Höre Israel! – Das spätantike Amulett aus Halbturn

Thomas Pototschnig

Die bis vor kurzem älteste bekannte Nachricht über Juden in Österreich findet sich in der Raffelstettener Zollordnung. In dieser Ordnung, die zwischen 903 und 905 datiert, werden die Zolltarife im Donauhandel geregelt. Fast nebenbei werden die jüdischen Kaufleute erwähnt, sie haben für die von ihnen importierten Waren Zölle zu entrichten. Im letzten Jahr wurde durch Ausgrabungen jedoch nachgewiesen, dass es bereits seit der Spätantike eine jüdische Bevölkerung auf dem Gebiet des heutigen Österreich gab. Die erste überlieferte namentliche Nennung eines Juden in Wien erfolgte im Jahre 1194. Schlom war Münzmeister von Herzog Leopold V und besaß Grund und Boden in und um Wien. Er ließ auch die erste Synagoge Wiens in der heutigen Seitenstettengasse bauen. 1196 wurden er und 15 weitere Mitglieder seines Haushaltes durch Kreuzritter ermordet. 1204 wurde die Synagoge nochmals erwähnt. 1238 stellte Friedrich II. den Juden ein Privileg aus, welches ihnen mehr Sicherheit bot.

1



Ein kleines Goldblech bezeugt jüdischen Glauben in Österreich schon in der Spätantike. Es wurde bei archäologischen Ausgrabungen auf dem spätantiken Gräberfeld von Halbturn im Burgenland entdeckt.

Eines der Gräber, Grab 147, war ein Kindergrab, welches im Jahr 2000 freigelegt wurde. Das ein bis zwei Jahre alte Kind war mit Keramik- und Glasgefäßen, einer Keramiklampe, Münzen und einer silbernen Amulettkapsel ausgestattet – Beigaben, wie sie auch sonst in den römischen Provinzen durchaus üblich waren. Auffällig war die große Grabgrube, die für das Kleinkind ausgehoben wurde. Das Amulett hing wohl um den Hals und kann allgemein als Schutzamulett angesprochen werden.

2006 entdeckte die Archäologin Nives Doneus in der Kapsel einen 2,2 Zentimeter langen, eingerollten Goldblechstreifen. Darauf stehen in griechischen Buchstaben die Worte aus dem 5. Buch Mose 6,4 „Höre, Israel, der Herr ist unser Gott, der Herr ist einer“. Dies ist der Beginn des jüdischen Glaubensbekenntnisses.

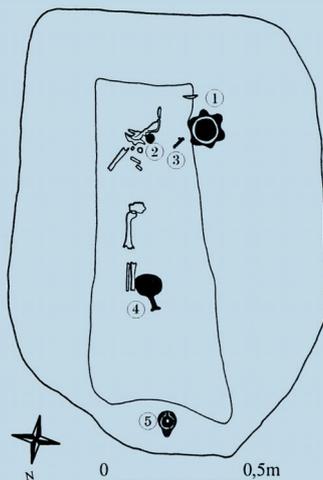
Das Grab kann in das 2. Drittel des 3. bis in das 1. Drittel des 4. Jahrhunderts datiert werden und gilt heute als ältester Nachweis des jüdischen Glaubens in Österreich.

Während der Hersteller des Amulettes mit der jüdischen Religion vertraut war, bleibt unklar, ob die Eltern des Kindes dem jüdischen Glauben anhängen, oder ob das Amulett Ausdruck eines allgemeinen Schutzbedürfnisses war.

3



2



1: Halbturn, Grab 147, Goldblech – mit den ersten Worten des jüdischen Glaubensbekenntnisses. 2: Halbturn, Grabzeichnung von Grab 147, zu erkennen sind: Gefäße (1;4), Münzen (2), eine Keramiklampe (5) sowie die Amulettkapsel (3).

4



3: Provinzialrömische Keramik aus dem Gräberfeld von Halbturn. 4: Das freigelegte Kindergrab während der Ausgrabung.

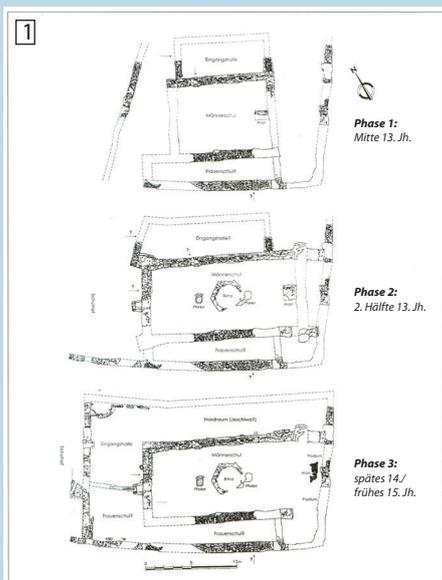
Frühe Quellen zu Juden in Österreich zwischen Antike und Mittelalter

Archäologische Ausgrabungen der Synagoge am Judenplatz in Wien

Iris Winkelbauer

Die Ausgrabungen der spätmittelalterlichen Synagoge auf dem Judenplatz im 1. Wiener Gemeindebezirk von 1995–1998 beleuchten die Geschichte der Wiener Juden vom 13. bis zum frühen 15. Jahrhundert. Sie zeigen zahlreiche Facetten des religiösen Lebens und geben Aufschluss über das tragische Schicksal dieser Menschen. Es konnten drei Bauphasen der Synagoge mit verschiedenen Um- und Anbauten bis 1421 erfasst, dokumentiert und interpretiert werden. Der Fußboden lag ca. 0,5 m tiefer als das Straßenniveau der damaligen Zeit, denn keine jüdische Einrichtung durfte höher als christliche Gebäude sein.

Außerdem war eine detailreiche Rekonstruktion der Entwicklung des Wiener Judenviertels möglich. Es bestand ehemals aus etwa 70 Häusern mit rund 800 Einwohnern und bildete einen abgeschlossenen Bereich. In den Jahren 1420 und 1421 wurde die mittelalterliche jüdische Gemeinde durch Ermordung und Vertreibung ausgelöscht und in der Folge die Synagoge abgerissen. Der dadurch entstandene Platz wurde bereits 1434 als Judenplatz schriftlich erwähnt.



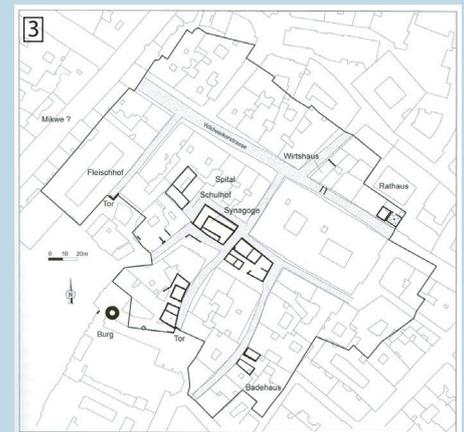
1: Pläne der Hauptphasen der mittelalterlichen Synagoge.
2: Konservierte Originalbefunde der Synagoge im Misrachi-Haus am Judenplatz.

Phase 1: Es handelte sich um einen freistehenden Bau, dessen zentraler Raum ein einschiffiger Saalbau mit Kreuzrippengewölbe und Pultdach war, in dem zwei symmetrisch angesetzte Fenster ein Rundfenster flankierten. Der Aufgang zum Aron ha-Kodesch (heilige Lade) lässt darauf schließen, dass es sich bei diesem Gebäude um die Männerschul handelte. Die Nebenräume im Süden und Norden waren um einiges niedriger, wobei der nördliche Bereich als Eingang und der südliche vermutlich als Frauenschul diente.

Phase 2: Die Männerschul wurde zu einer zweischiffigen Halle mit Satteldach und Stufengiebel umgebaut. Die hexagonale Bima (erhöhtes Podest) konnte dank wiedergefundener kleiner Säulen und Säulenbasen sowie durch Vergleichsbeispiele aus Köln und Worms rekonstruiert werden.

Phase 3: Der Raumbedarf scheint größer geworden zu sein, wobei die Erweiterung nach Osten erfolgte. Die Synagoge am Judenplatz stellt somit mit ihren drei Nebengebäuden eine Besonderheit dar, ein Versammlungsort für gemeinsames Lernen und Amtstätigkeiten, ein Gericht oder Aufbewahrungsort von Kultgegenständen.

Brandspuren konnten nur auf der Bima und auf dem Fußboden entdeckt werden. Es ist allerdings unklar, ob diese zu Beginn des Abrisses entstanden sind oder früher. Nach dem Abriss im Jahr 1422/23 wurden die Vertiefungen mit dem restlichen Schutt und herbeigeschafftem Abfall aufgefüllt, um das Straßenniveau zu erreichen.



3: Das spätmittelalterliche jüdische Viertel in Wien.
4: Judenplatz mit dem Mahmal der österreichischen Opfer der Schoa, das Museum zum mittelalterlichen Judentum im Hintergrund.

Chewra Kadischa

Gründung und Wirken der frommen Bruderschaft in Wien

Maria Luise Stefanics

Es gehört zu den schönsten Liebeswerken, Kranke zu besuchen, dem Sterbenden Worte des Trostes zu spenden und den Verstorbenen in würdiger Weise zum Friedhof zu geleiten. Diese religiösen Pflichten werden im Talmud auf Gott selbst zurückgeführt. Die Versorgung eines Toten gilt als höchste Pflicht (Mizwa), da der Betroffene sich nicht mehr persönlich erkenntlich zeigen kann. Die Männer einer Gemeinde, die diese Werke ausüben, werden die Fromme oder Heilige Bruderschaft, die Chewra Kadischa, genannt. Ihre Mitglieder besuchen den Kranken und sorgen dafür, dass zehn jüdische Männer (Minjan) die Gebete mit dem Sterbenden sprechen. Sie leiten die mit der Leichenbestattung verbundenen Riten, stehen den Hinterbliebenen in der Trauerzeit bei und nehmen an den alljährlichen Gottesdiensten anlässlich des Sterbetages (Jahrzeit) teil.



1: Einladung zur jährlichen Gedächtnisfeier für verstorbene Mitglieder.

Im Jahr 1764 erfolgte die Gründung der Chewra Kadischa in Wien. Vor diesem Zeitpunkt ist ihr Wirken anzunehmen, jedoch nicht durch Archivalien zu belegen. Bis zur Errichtung der Synagoge 1826 hatte die Chewra Kadischa die Funktion eines Kristallisationspunktes. Danach trat die jüdische Gemeinde in den Vordergrund und schränkte den Wirkungskreis der Bruderschaft entsprechend ein. Auch in den eingegliederten Wiener Gemeindebezirken entstanden Bruderschaften. Jedem Tempel und jedem Synagogenverein war eine Chewra Kadischa angeschlossen. Gemäß dem Grundsatz, dass niemand Vorteil vom Tode eines anderen haben soll, ließ die Bruderschaft allen Menschen, ohne Ansehen des Vermögens, die gleichen Dienstleistungen angedeihen. Sie wurde durch Spenden finanziert und leistete ihre Dienste weitgehend unentgeltlich. Im Jahr 1938 bestanden in Österreich 53 jüdische Wohltätigkeitsvereine, darunter viele Beerdigungsbruderschaften. Diese hatten eine eigene Geschäftsgebarung, waren jedoch untrennbar mit der Infrastruktur eines Tempels verbunden.

Am 18. März 1938 wurden durch den sogenannten Stillhaltekommissar die jüdischen Vereine aufgelöst und deren Vermögen beschlagnahmt. Dagegen konnte keinerlei Rechtsmittel ergriffen werden. Die „Aufbaufonds-Vermögensverwaltung“ verwertete die eingezogenen Vermögen. Das jüdische soziale Netz – so auch die Chewra Kadischa – wurde dadurch beinahe völlig zerstört.



2: Metallkrug für die rituelle Waschung der Verstorbenen.

3: Sammelbüchse der Chewra Kadischa Döbling.

4: Sammelbüchse, rund.

5: Glaskrug aus dem Jahr 1713, geätzt, mit der Darstellung eines Leichenbegängnisses.

6: Sammelbüchse, oval, mit Henkel.

Literatur: Duizend-Jensen, S., Jüdische Gemeinden, Vereine, Stiftungen und Fonds, „Arisierung“ und Restitution, Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission, Vermögenszug während der NS-Zeit sowie Rückstellungen und Entschädigungen seit 1945 in Österreich, Band 21/2, Wien u. a. 2004; Herlitz, G., Jüdisches Lexikon – ein enzyklopädisches Handbuch des jüdischen Wissens in vier Bänden, Berlin 1927; Schmiedl, A. A., Wann ist die erste Chewra=Kadischa entstanden? Eine culturgeschichtliche Studie, Wien 1899; Steines, P., Jüdisches Brauchtum um Sterben, Tod und Begräbnis, Im Angesicht des Todes (Pietas Liturgica III), St. Ottilien 1987; Wachstein, B., Die Gründung der Wr. Chewra Kadischa im Jahre 1763, Wien 1919; Wolf, G., Die jüdischen Friedhöfe und die „Chewra Kadischa“ (fromme Bruderschaft) in Wien, Wien 1879.

Bildnachweis: Archiv des Jüdischen Museums in Wien/Dorotheergasse.

Die Entwicklung jüdischer Grabtypen und Friedhöfe seit dem Mittelalter

Anpassung und Abgrenzung der Grabtraditionen im internationalen Raum

Stefanie Schwaiger

Während in der Antike die Gräber häufig als Familiengräber angelegt und über mehrere Generationen hinweg benutzt wurden, ist im Frühmittelalter ein Wandel von der Familiengrabanlage zum Gemeindefriedhof mit Einzelgräbern zu erkennen. Dieser Wandel war wohl im 8./9. Jahrhundert abgeschlossen. Älteste Belege kennen wir vom mittelalterlichen Bestattungsort in Worms, sie datieren in das 11. Jahrhundert (Abb. 1). Grabsteine aus dem Mittelalter sind heute oftmals nur in Fragmenten erhalten, da sie nach Vertreibungen der Juden häufig als Baumaterial verwendet wurden. Im Frühmittelalter wurden die Grabsteine sowohl im aschkenasischen (Deutschland, Frankreich) als auch im sephardischen (Iberische Halbinsel) Raum sehr schlicht gestaltet. Sie tragen eine in hebräischen Buchstaben verfasste Inschrift, die in den Stein eingetieft oder aus dem Stein herausgearbeitet wurden. Ab dem 16. Jahrhundert entwickelten sich in der Grabkunst verstärkt verschiedene Strömungen, die vom historischen und kulturellen Umfeld der jeweiligen Bevölkerungsgruppe abhängig waren.



1: Ältester Teil des jüdischen Friedhofs in Worms, 11. Jahrhundert.
2: Grabskulptur am Friedhof in Worms, 19. Jahrhundert.
3-4: Grabsteine des jüdischen Friedhofs in Hamburg Altona, 17./18. Jahrhundert.
5: Frühneuzeitliche Grablegen am Roßbauer Friedhof (Seegasse).

Im aschkenasischen Raum herrscht der stehende Grabstein vor, es werden jüdische und allgemeine Symbole verwendet (z.B. Berufs- oder Namenssymbole). Häufig befindet sich im unteren Abschnitt ein Text und darüber Symbole. In der Neuzeit ist bei den aschkenasischen Gräbern eine Tendenz zu monumentalen Bauten und zur Individualisierung des Grabmals zu beobachten. Häufig kommen Grabhäuschen und Grabskulpturen vor (Abb. 2). Die Grabtexte wurden nun zweisprachig verfasst (teilweise auch nur in der Landessprache), wodurch die Spannung zwischen Abgrenzung und Akkulturation besonders sichtbar wird.

Im sephardischen Gebiet wurden horizontale Grabplatten oder Grabaufbauten verwendet, um die Grabfläche abzudecken (Abb. 3, 4). Im Zuge der Rekatholisierung der Iberischen Halbinsel im 15. Jahrhundert flüchtete der überwiegende Teil der Juden in die Mittelmeerländer und fand Anschluss an die dort bestehenden jüdischen Gemeinden. Die Zurückgebliebenen wurden zwangsgetauft und später durch die Inquisition im 16. und 17. Jahrhundert vertrieben. Sie flohen nach Norden und ließen sich entlang der Nordseeküste in Handelsmetropolen nieder. Dort konvertierten sie zurück zum Judentum. Ihre Grabkunst weist entsprechend starke christliche Einflüsse auf. Ab dem 19. Jahrhundert gestalteten die Sephardim ihre Grabsteine wieder schlichter und einfacher.



Literatur: Gobermann, D., *Carved Memories, Heritage in Stone from the Russian Jewish Pale*, New York 2000; Kuhn, H.-P., *Handbuch der Archäologie, Palästina in griechisch-römischer Zeit*, München 1990; Künzl, H., *Jüdische Grabkunst von der Antike bis heute*, Darmstadt 1999; Lewis, B., *The Jews of Islam*, New Jersey 1984.
Bildnachweis: (1-4) Künzl, H., *Jüdische Grabkunst von der Antike bis heute*, Darmstadt 1999; (5) Cl. Theune.

Die Wiener Juden und die bildende Kunst im 19. Jahrhundert

Die visuellen Medien als Spiegel des gesellschaftlichen Aufstiegs

Nikolaus Keusch

Die Regentschaft Kaiser Josephs II. zeigte eine Forcierung humanistischer Grundsätze. Der josephinische Reformwille strebte im Dienste aufgeklärter Ideen nach wirtschaftlichem Aufschwung des Staates; die Basis dafür sollte demnach ein harmonisches Miteinander seiner Bürger bilden. Das 1782 verabschiedete „Toleranzpatent“ beseitigte wesentliche rechtliche Ungleichheiten und unterbrach die von Diskriminierung und Verstoßung geprägte Schicksalsgeschichte des Wiener Judentums. Die Aufklärung ermöglichte im 19. Jahrhundert die Etablierung einzelner jüdischer Familien in den höchsten gesellschaftlichen Kreisen. In ihren „Salons“ verkehrte die Prominenz aus Politik, Wirtschaft und Kultur. Die renommiertesten Künstler der Stadt porträtierten jüdische Großbürger in repräsentativer Pose. Die Gestaltung der Wiener Ringstraße ermöglichte zusätzlich die Errichtung prächtiger Privatbauten, um ihrem sozialen Aufstieg weithin sichtbar Ausdruck zu verleihen.

Der rasante Aufstieg des Bankhauses Arnstein und Eskeles begann in der josephinischen Ära und erlangte zu Beginn des 19. Jahrhunderts seinen Höhepunkt. Die verschwägerten Finanzmogule Nathan Adam Freiherr von Arnstein und Bernhard Freiherr von Eskeles zählten zu den kapitalstärksten Wiener Juden. Aufgrund ihres wirtschaftlichen Erfolges hatten sie auch Zugang zu den „Salons“, wo sich die Eliten des Staates zum regen Gedankenaustausch trafen. Dies diente der Pflege des Sozialprestiges. Friedrich von Amerling, einer der wichtigsten Vertreter der österreichischen Biedermeiermalerei, verewigte nicht nur Arnsteins Tochter Henriette in fortgeschrittenem Alter, sondern zeichnete auch für zwei imposante Einzelporträts des Ehepaares Eskeles verantwortlich (Abb. 1). Josef Danhauser, wie Amerling eine herausragende Erscheinung der Wiener Kunstlandschaft jener Zeit, setzte dem geadelten Bernhard von Eskeles als zentralem Protagonisten in seinem Gruppenporträt „Die Schachpartie“ ein Denkmal, wenn auch mit sozialkritischem Unterton (Abb. 2).



1: Friedrich von Amerling, Cäcilia Freiin von Eskeles, Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum, Öl auf Leinwand, 152 x 120,5, 1832.
2: Josef Danhauser, Die Schachpartie, Privatbesitz, Öl auf Leinwand, 135 x 175, 1839. 3: Das Palais Epstein an der Wiener Ringstraße.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts traten jüdische Industriellenfamilien als private Auftraggeber von imperial anmutenden Profanbauten an der Wiener Ringstraße hervor. Theophil von Hansen, seines Zeichens meist unworbener Baumeister Wiens zur Zeit des Historismus, galt auch in jüdischen Kreisen als unumstrittener Meister seines Faches. Ein von seiner Hand entworfenes Palais signalisierte unmissverständlich Reputation und Finanzkraft des jeweiligen Bauherrn.

Mit dem Palais Ephrussi und dem Palais Todesco gestaltete der dänische Architekt zwei Juwelen der Ringstraßenära, die heute kaum mehr an die zwei jüdischen Erstbesitzer erinnern.

Das von Hansen geplante Ringstraßenpalais des Geschäftsmannes Gustav Ritter von Epstein nächst dem Parlament (Abb. 3), das aufgrund seiner Größe, der verspielten Details und technischen Raffinessen beeindruckend konnte, fiel wie viele andere architektonischen Prunkstücke jüdischen Eigentums der Enteignung während des nationalsozialistischen Regimes zum Opfer. Die Wichtigkeit der Familie Epstein für die österreichische Geschichtsschreibung geriet rasch in Vergessenheit, ihre herausragenden Gräber auf dem Währinger Friedhof jedoch bleiben Zeugen ihrer gesellschaftlichen Stellung zu Lebzeiten.

Literatur: Historisches Museum der Stadt Wien (Hrsg.), Bürgersinn und Aufbegehren, Biedermeier und Vormärz in Wien 1815–1848, Ausst. Kat., Wien 1987; Hödl, K., Wiener Juden – jüdische Wiener, Identität, Gedächtnis und Performanz im 19. Jahrhundert, Schriften des Centrums für Jüdische Studien, Band 9, Innsbruck/Wien/Bozen 2006; Kaldori, J. (Red.), Jüdisches Wien, Mit einem Vorwort von Robert Schindel, Wien 2007; Spiel, H., Fanny von Arnstein oder Die Emanzipation, Ein Frauenleben an der Zeitenvende 1758–1818, Frankfurt a. Main 1962; Tietze, H., Die Juden Wiens, Geschichte – Wirtschaft – Kultur, Wien 1982.

Bildnachweis: (1) Grabner (Hrsg.), Friedrich von Amerling (1803–1887), Ausst. Kat. (Österreichische Galerie Belvedere Wien), Wien 2003; (2) Birke, Josef Danhauser (1805–1845), Gemälde und Zeichnungen, Ausst. Kat. (Graphische Sammlung Albertina), Wien 1983; (3) Cl. Theune.

Christliche und jüdische Grabmäler in Wien bis 1848

Lieselotte Aschenbrenner

Als Egon Friedell in seiner „Kulturgeschichte der Neuzeit“ von der europäischen Epidemie der „Gräkomanie“ sprach, bezog er sich auf das Phänomen der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts, sich die griechisch-römische Antike zum Vorbild zu nehmen. Die Grabmäler auf den Wiener Friedhöfen beider Religionen wurden im Typus von antiken Stelen, Obelisken, Sarkophagen, Ädikula-Grabmälern, Grabaltären und Cippi gestaltet. Antikisierende Motive wie die Ewigkeitsschlange (Uroboros) und die nach unten gesenkte Fackel als Sinnbild für das erloschene Leben schmückten die Denkmäler. Die Stele wurde zum Inbegriff des Biedermeier-Grabmales. Die zeitgleiche Strömung der Romantik bewirkte, dass Grabmäler einer historisierenden Architektur folgend und in Nachahmung von Naturphänomenen errichtet wurden.

Diese neuen Grabmaltypen des Klassizismus und der Romantik bedeuteten für die christliche Grabmalkultur einen Neuanfang nach der Zäsur durch die Josephinischen Bestattungsreformen im Jahr 1784. Im jüdischen Bereich wurde damit ein Konflikt zwischen Tradition und Neuerung ausgelöst, der das Ende der Jahrhunderte alten jüdischen Grabsteinkultur einleitete.

Christliche Grabmäler bis 1848

Vor 1784 wurden die Wiener Christen in Gräften und auf Kirchhöfen möglichst nahe zu den Heiligenreliquien im Altarbereich begraben. Epitaphien an Kirchenwänden und einfache Kirchhofkreuze aus Holz oder Eisen dienten der Erinnerung. Vergänglichkeitsmotive wie der Totenkopf und das Stundenglas flößten Furcht vor dem Tod ein. Exhumierungen aus Platzmangel waren üblich. Die 1784 eingeführten säkularisierten Josephinischen Friedhöfe sahen nur Schachtgräber für mehrere Tote auf Bestattungsplätzen außerhalb der Vorstädte vor.

Erst in der Kernzeit der Antikenrezeption nach 1800 setzten sich die Einzelgräber durch. Neben den vorwiegend klassizistischen Grabmälern (Abb. 1) wurden auch romantische Grabmaltypen wie Grabsteine mit gotischer Formensprache gewählt (Abb. 2). Das Kreuz als einziger traditioneller christlicher Grabmaltypus spielte nur mehr eine untergeordnete Rolle (Abb. 3). Gegen Mitte des 19. Jahrhunderts setzte eine Rückkehr zu Symbolen der eigenen Religion ein. Monumentale, die Grabstelen bekrönende Trauerplastiken wurden sukzessive durch Engelsdarstellungen und die klassizistischen Motive durch christliche Symbole ersetzt. Die Grabmäler wurden zunehmend monumentaler gestaltet.



1: Klassizistisch gestaltetes christliches Grabdenkmal: Stele mit Trauerfigur (1825, 1833). 2: Gotisierender christlicher Grabstein aus der Romantik (1828). 3: Christliches Steinkreuz (1825). 4: Jüdische Grabdenkmäler aus Granit und Sandstein in Form eines Sarkophages (1843, 1844). 5: Jüdisches Grabmal in Form einer Felsgrotte (1817). 6: Jüdischer Grabstein in Form einer Torarolle (1806).

Jüdische Grabmäler bis 1848

Die Wiener Juden wurden auf Friedhöfen außerhalb der Siedlung in Einzelgräbern begraben. Alte Fotos vom Roßauer Friedhof (Seegasse) vermitteln ein homogenes Bild von steinernen Grabmälern mit hebräischen Inschriften und traditionellen Symbolen. Vorherrschender Grabmaltypus war der senkrecht gesetzte Grabstein, vereinzelt auch der Sarkophag. Grabsteine wurden häufig wie Pforten gestaltet, Doppelgrabsteine erhielten die Form der mosaïschen Gebotstafeln, der Ohel als Grababdeckung in Zeltform symbolisierte die Stiftshütte. Die zahlreichen klassizistischen Grabmäler am Jüdischen Friedhof Währing ab Beginn des 19. Jahrhunderts brachten einen Wandel in der jüdischen Grabkultur. Auch die hebräischen Inschriften wurden zurückgedrängt. Bei den klassizistischen Grabmaltypen herrschten die Stele und der Sarkophag vor (Abb. 4). Religionsbedingt verzichtete man auf figürliche Darstellungen und wählte vorzugsweise Motive mit antikisierenden und traditionellen Symbolen. Ein Grabmal in Form einer Felsgrotte zeugt vom frühen Einfluss der Romantik (Abb. 5). Zu den traditionellen Grabmaltypen kamen neue Formen hinzu wie z.B. die steinerne Torarolle (Abb. 6). Gegen Mitte des 19. Jahrhunderts kam es zu einer Monumentalisierung und Abgrenzung der Grabmäler.

Jüdische und christliche Grabmalkunst in Wien nach 1848

Differenz und Rezeption?

Agnes Schwinger

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam es in Wien zu einer Blütezeit der Grabmalkunst, da diese für eine immer breiter werdende Gesellschaftsschicht aufstrebender Bürger zum Ausdrucksmittel wurde. Im christlichen wie auch im jüdischen Bereich lässt sich nach 1848 eine Veränderung der Grabmäler hin zu härteren Materialien und zunehmender Größe erkennen. Waren die Grabmäler der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Wien meist aus schnell verwitterndem Sandstein gefertigt und nur einen Meter hoch, so ragen die Monumente nach der Jahrhundertmitte in Granit oder Marmor immer wieder über die Friedhofsmauern hinaus. Im christlichen Bereich wird ein Aufschwung der Grabmalskulptur und Grabmalplastik bemerkbar, während im jüdischen Bereich meist die Architektur der Grabmonumente im Vordergrund steht, da traditionellerweise kein figürlicher Schmuck verwendet wird.

In Bezug auf die architektonischen Grundformen der damals modernen Grabmaltypen lassen sich im jüdischen und christlichen Bereich zahlreiche Übereinstimmungen finden. So kommen spezifische Gestaltungsformen wie die Stele, der Obelisk oder das Ädikulagrabmal in beiden Religionen häufig vor. Unterschiede zwischen dem christlichen und jüdischen Bereich werden eher in der detailreicheren Ausführung der Grabmäler erkenntlich. So tragen jüdische Grabsteine nach 1848 oft zweisprachige Inschriften in hebräischer und deutscher Sprache, die sich auch auf zwei verschiedenen Ansichtsflächen der Monumente befinden können (Abb. 1).

Im christlichen Bereich sind die Inschriften meist kürzer gehalten. Häufig sind hier auch zum Grabmal farblich kontrastierende Trauerfiguren sowie Porträtmedaillons der Verstorbenen zu sehen (Abb. 2). Einen besonderen Stellenwert in der jüdischen Grabmalkunst nehmen raumgreifende Architekturen ein. So schufen Max Fleischer und Wilhelm Stiassny zahlreiche Mausoleen in den Stilformen des Historismus für die Israelitische Abteilung des Zentralfriedhofs bei Tor I.



1: Obelisk, Grabmal, Währinger jüdischer Friedhof, nach 1848. 2: Obelisk, Grabmal, Wiener Zentralfriedhof, christliche Abteilung, nach 1848. 3: Sephardisches Grabhäuschen, Währinger jüdischer Friedhof, nach 1848. 4: Grabskulptur, Heinrich Munk, Döblinger Friedhof, 1903.

Diesen historistischen Schöpfungen stehen die traditionell gestalteten Grabhäuschen sephardischer Juden auf dem Währinger jüdischen Friedhof gegenüber, die in ganz Mitteleuropa einzigartig sind (Abb. 3). In Bezug auf das Bilderverbot der jüdischen Religion eröffnet sich der Döblinger Friedhof als spannendes Forschungsfeld, da sich in der dortigen Israelitischen Abteilung zahlreiche figürliche Darstellungen befinden. So beinhaltet das Grabmal von Heinrich Munk aus dem Jahr 1903 eine lebensgroße, sitzende Porträtstatue des Verstorbenen (Abb. 4). Diese für den jüdischen Bereich unübliche Gestaltungsweise lässt sich vielleicht auf die Tatsache zurückführen, dass sich die Israelitische Abteilung des Döblinger Friedhofs nicht im Besitz der Israelitischen Kultusgemeinde Wien befand. In Anbetracht der Vielfalt jüdischer Grabmalkunst in Wien nach 1848 stellt sich die Frage nach der Relation zwischen christlichen und jüdischen Grabmalern. Handelt es sich bezüglich der Überschneidungsfelder zum christlichen Bereich um Rezeptionen der christlichen Kultur oder sind die Grabmäler der jüdischen Friedhöfe Wiens eher als Ausdruck einer heterogenen jüdisch-wienerischen Kultur zu verstehen?

Literatur: Haubold, B., Die Grabdenkmäler des Wiener Zentralfriedhofs von 1874 bis 1918, Münster 1990; Heidrich-Blaha, R., Das bürgerliche jüdische Grabdenkmal, Ein formaler Ausdruck des Mentalitätswandels im religiösen, ästhetischen und politischen Bereich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Zentralfriedhof, 1. Tor, Israelitische Abteilung, Wien 1992; Keil, M., Denkmale, St. Pölten 2006; Kitlitschka, W., Grabkult & Grabskulptur in Wien und Niederösterreich, St. Pölten, Wien 1987; Podbrecky, I., Menschen, Schicksale, Monumente, Döblinger Friedhof Wien, Wien 1990; Walzer, T., Bund oder Land? Ein weiteres Jahr im Streit um die Erhaltung des jüdischen Friedhofes Währing, DAVID Jg. 19 (2007), Nr. 75; www.davidkultur.at.
Bildnachweis: A. Schwinger (1-4).

Der alte und neue jüdische Friedhof im Zentralfriedhof

Ein Spiegelbild der modernen jüdischen Gesellschaft

Djordji Kureljusic und Elisabeth Schremser

Da der Währinger jüdische Friedhof Ende des 19. Jahrhunderts für weitere Verstorbene nicht mehr aufnahmefähig war, begann sich die Israelitische Kultusgemeinde für die Anschaffung eines größeren Areals zu interessieren. Seit 16. Oktober 1877 besitzt die Kultusgemeinde auf dem Wiener Zentralfriedhof beim 1. Tor ein Grundstück mit etwa 110.000 m².

Der jüdische Architekt Wilhelm Stiassny war der Planer der Zeremonienhalle; sie wurde 1877–78 im historisierenden Stil erbaut. Am 10. November 1938 verwüsteten die Nationalsozialisten das Gebäude. Es wurde zwischen 1976 und 1978 endgültig geschleift.

Aus Platzgründen wurde das Grundstück beim 4. Tor aufgekauft und der Friedhof erweitert. 1926–28 wurde eine Zeremonienhalle von Ignaz Reiser errichtet. Schon zehn Jahre später erfolgte in der Pogromnacht die Zerstörung. Erst 1967 begann der Wiederaufbau der jetzigen Zeremonienhalle nach Plänen von Robert Kanfer.

Der jüdische Architekt Max Fleischer, der auch viele Wiener Synagogen erbaute, gestaltete prächtige Mausoleen mit neogotischen Formen. Max Fleischer erbaute auch in anderen Stilrichtungen Grabmale für jüdische Familien, wie z.B. die im italienischen Renaissancestil errichtete Gedenkstätte für die Industriefamilie Engel.

Bekannte Künstler wie Friedrich Torberg und Arthur Schnitzler haben hier ihre letzte Ruhestätte gefunden. Steine werden zur Erinnerung auf die Grabplatten gelegt und wie im christlichen Bereich Blumen und Kerzen hingestellt (Abb. 1).

Segnende Hände mit gespreizten Fingern sind Zeichen für Verstorbene aus Priesterfamilien. Der Levitenkrug mit Becken für Personen, die ihre Abstammung von einer Levitenfamilie des alten Tempels herleiten, ist kunstvoll ausgearbeitet.

Im ersten Drittel des Areals liegen Trümmer von Grabsteinen aufgehäuft, deren ursprüngliche Grabstellen nicht mehr eruiert werden konnten. Bomben während des zweiten Weltkrieges zerstörten die dazugehörigen Grabstellen. Haben wir die Toten vergessen? Erinnern uns die zerstörten Grabsteine an die Toten? Besteht noch die Möglichkeit, die Grabsteine den richtigen Stellen zuzuordnen (Abb. 2) ?



1: Grabstelle der Familie Schnitzler, Zentralfriedhof, 1. Tor. 2: Trümmerhaufen zerstörter Grabsteine, Zentralfriedhof, 1. Tor. 3: Grabsteine mit hebräischen Inschriften, Friedhof Seegasse. 4: Jüdische Grabsteine mit der Inschrift „po nikbar“ Zentralfriedhof, 4. Tor.

32 Jahre nach der Eröffnung der israelitischen Abteilung beim 1. Tor musste aus Platzmangel das Areal erweitert werden. 1911 erwarb die Israelitische Kultusgemeinde Wien ein 245.770 m² großes Areal östlich des Zentralfriedhofs. Am 9. September 1928 wurde die neue Friedhofsanlage beim 4. Tor eröffnet und lässt die Entwicklung der jüdischen Gesellschaft in Wien erkennen.

Die Entwicklung und Akkulturation der Juden in Wien ist an deren Friedhöfen, Orten der Ewigkeit (*Bet ha-olam*), gut ablesbar. Am ältesten Friedhof Wiens in der Seegasse sind die weißen Grabsteine aus Sandstein ausschließlich mit hebräischen Zeichen beschriftet (Abb. 3).

Der Währinger Friedhof, der 1784 außerhalb des Linienwalls angelegt wurde, weist bereits Grabsteine mit zweisprachigen Inschriften auf. Der jüngste jüdische Friedhof, gelegen am Zentralfriedhof/4. Tor, besitzt zum größten Teil schwarze Granitsteine, die gleichermaßen auch für die christliche Abteilung verwendet werden. Als einziges jüdisches Merkmal bleibt die Abkürzung **נכב**, die für *po nikbar* steht und „Hier liegt begraben“ bedeutet (Abb. 4). Die Inschriften der modernen Grabsteine sind vorherrschend in deutscher Sprache verfasst.

Literatur: Havelka, H., *Der Wiener Zentralfriedhof*, Wien 1989; Keil, M. u.a., *Denkmale*, Wien 2006; Pippal, M., *Kleine Kunstgeschichte Wiens*, München 2002; Steines, P., *Hunderttausend Steine, Grabstellen großer Österreicher jüdischer Konfession auf dem Wiener Zentralfriedhof Tor I und Tor IV*, Wien 1993.
Bildnachweis: Cl. Theune (1–4).

Ein Medium des Erinnerns ?

Gibt es eine jüdische Medaille ?

Elmar Fröschl, Reinhold Rieder und Phillip Schwinghammer

Medaillen sind Repräsentationsobjekte zur Darstellung von Ereignissen, Institutionen, Gebäuden, Personen oder Familien. Die „Elijah Beer-Medaille“ ist ein schönes Beispiel für eine umstrittene Renaissance-medaille, die einen breiten Interpretationsspielraum bietet. Die Geschichte des 19. Jahrhunderts zeigt die rasante Industrialisierung und Mobilisierung mit starker Beteiligung von jüdischen Privatiers und Finanziers, gleichzeitig die sozialen Umwälzungen und Liberalisierungen unter aktiver Beteiligung jüdischer Idealisten, Künstler, Intellektueller, Gelehrter und Ärzte. Das Abbildungsverbot von Mensch und Tier im orthodoxen Judentum ist vermutlich ein Grund für die geringe Zahl von Medaillen auf jüdische Persönlichkeiten im 18. und 19. Jahrhundert. Auch die wenigen Belege lassen in Gestaltung, Stil und Ausstattung keine typisch jüdischen Elemente erkennen, sondern entsprechen dem allgemeinen Erscheinungsbild der Zeit. Die Grabsteine des Währinger Friedhofs zeigen auch jüdische Gestalt und Ornamentik, jedoch noch keine Portraits, wie etwa das von Max Gomperz von 1912/13 auf dem Döblinger Friedhof. Diese Plakette ist nichts anderes als die Vergrößerung der ursprünglichen Portraitmedaille zu seinem 90. Geburtstag, gefertigt von Emil Orlik.



1

Ein Nachguss der „Elijah Beer-Medaille“ befindet sich in der berühmten Josef Brettauer Sammlung „Medicina in Nummis“ am Institut für Numismatik unserer Universität. Das Original, ein Fund von 1656 in Fourvière, liegt in der Bibliothèque National in Paris. Die ungewöhnliche Größe von 17 cm lässt schon auf eine ungewöhnliche Entstehung schließen. Ist es die Widmung eines Renaissancebildnisses an einen orthodoxen Menschen? Vermutlich wurde das vorgefertigte Portrait (idealisiert Augustus-Kopf) nachträglich um die umfangreiche Legende erweitert. Die Anfangsbuchstaben ergeben den Hinweis auf den Namen: Elijah Beer. Die schriftliche Aussage lässt nicht eindeutig auf einen aus heutiger Sicht identifizierbaren Urheber schließen. „ben-jamin“ und „ben-K.R.Sh.“ (Ben Kvod Rabbi Shabtai Benjamin, der Sohn des Elijah Beer [Fonte] di Sabbatho?). Die Rückseite enthält neben einem lateinischen Bibelzitat (nach Hiob 17; 12) die Jahreszahl „D·III·M“.

Max Gomperz entstammte einer weit verzweigten jüdischen Familie. In Brünn 1822 geboren, setzte er beruflich die familiäre Tradition als Unternehmer und Bankier fort und trat gemeinsam mit seinem Bruder Julius in die florierende väterliche Tuchfabrik „L. Auspitz' Enkel“ ein. 1858 übersiedelte er nach Wien, betrieb ein Bankhaus samt Industriebeteiligungen und wurde 1896 schließlich Präsident der „Creditanstalt für Handel und Gewerbe“. Er bekleidete unter anderem die Position des Präsidenten der „Böhmischen Westbahn“ sowie der „Prager Eisen-Industriegesellschaft“. 1879 wurde er gedelt.



3



2

1: Nachguss der Elijah Beer-Medaille.
2: Spuren ausgerissener Bronzeappliken am Grabmal der Familie Weikersheim auf dem Währinger Friedhof.



4

3: Bildnis des Max Gomperz.
4: Grabstein von Max Gomperz auf dem Döblinger Friedhof.

Literatur: Friedenber, M., *Jewish medals: from the Renaissance to the fall of Napoleon (1503-1815)*, Potter, New York 1970; Friedenber, M. (Hrsg.), *Jewish minters & medalists*, ANS, New York 1976; Rychlik, O., *Emil Orlik: Prag-Wien-Berlin, Katalog des Wiener Jüdischen Museums*, Wien 1997.
Bildnachweis: W. Szaivert (1, 4), Th. Perthwieser (2), Cl. Theune (3).

Max Grunwald und Salomon Krauss

Jüdische Volkskunde in Wien um 1900

Felix Taschner

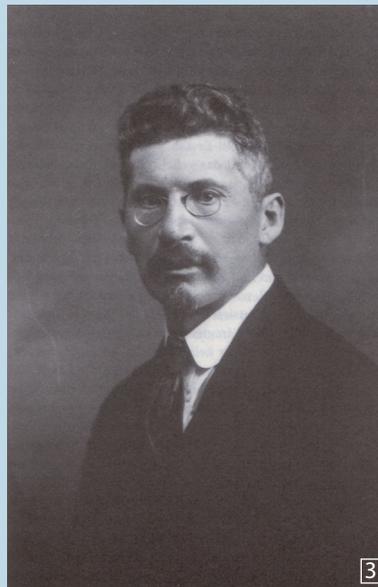
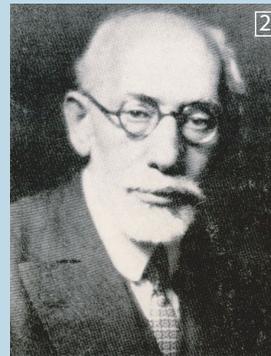
Die Entstehung einer eigenständigen, jüdischen Volkskunde ist Indikator für die Identitätskrise, in der das liberale jüdische Bürgertum der deutschsprachigen Metropolen im 19. Jh. steckte. Die vermehrte Zuwanderung von orthodoxen Juden aus dem Osten stellte die ansässigen jüdischen Gemeinden vor gravierende Probleme. Die kulturellen Unterschiede bei gleichzeitig grundlegenden religiösen Gemeinsamkeiten zwangen das jüdische Bürgertum zur Neupositionierung. Es kam zu einer Transformation der eigenen Identität, die von jüdischen Wissenschaftlern insofern unterstützt wurde, als sie sich auf die Suche nach dem „typisch Jüdischen“ machten. Die Erforschung der jüdischen Volkskultur, ein vermeintlich über Jahrhunderte hinweg tradiertes Kontinuum, sollte Gemeinsamkeiten der beiden Gruppen betonen und eine kollektive Identität ermöglichen. Exemplarisch für diesen zeitgenössischen Diskurs stehen hier der Rabbiner Max Grunwald, der Ethnologe Friedrich Salomon Krauss und der Volkskundler Bernhard Wachstein.

Max Grunwald wurde 1871 in Zabrze (Polen) geboren und studierte in Breslau jüdische Theologie. Von 1895–1903 wirkte er als Rabbiner in Hamburg und anschließend in Wien. 1938 emigrierte er nach Palästina, wo er 1953 starb.

1898 gründete Grunwald in Hamburg die Gesellschaft für jüdische Volkskunde und institutionalisierte damit die junge Wissenschaft erstmalig. Ziel war es, durch Sammeln und Veröffentlichen populärer jüdischer Erzählstoffe die Kulturgeschichte „der Judenheit“ in der Diaspora zu schreiben.

Für Grunwald war die Konfrontation mit den osteuropäischen Juden wie eine Zeitreise: Er meinte, seine eigenen Verfahren vor Augen zu haben. Diese Erfahrung überzeugte ihn von der Existenz einer eigenständigen jüdischen Volkskultur und war der Impuls, den Kanon der allgemeinen Volkskunde für seine Religionswissenschaft zu nutzen.

In seiner Wiener Zeit sammelte sich um Grunwald ein Kreis von Intellektuellen und Wissenschaftlern. Dazu zählte auch Bernhard Wachstein, Direktor der Bibliothek der Israelitischen Kultusgemeinde. Zusammen mit Grunwald vertrat er den geschichtswissenschaftlich orientierten Teil der jüdischen Volkskunde. Sein Forschungsschwerpunkt war die Sepulkralkultur der Wiener Juden.



1: Rabbiner Max Grunwald: Gründer der Gesellschaft für jüdische Volkskunde.
2: Friedrich Salomon Krauss: Feldforscher, Sexualethnologe und Publizist.
3: Bernhard Wachstein: Direktor der Bibliothek der israelitischen Kultusgemeinde.

Friedrich Salomon Krauss wurde 1859 in Požega (Kroatien) geboren und studierte in Wien Klassische Philologie und Geschichte, wo er 1884 auch promovierte. Trotz intensiver Bemühungen erlangte er zeitlebens keine universitäre Stellung. Er bestritt seinen Lebensunterhalt als Sekretär der „Israelitischen Allianz“ in Wien und forcierte seine publizistischen Tätigkeiten. Seit 1890 gab er die volkskundliche Zeitschrift „am Ur-Quell“ heraus und veröffentlichte Beiträge in anderen kulturwissenschaftlichen Organen.

Ab 1900 widmete er sich zusehends sexualethnologischen Themen und war u. a. Herausgeber der „Anthropophyteia“. Neben seiner jüdischen Herkunft sind diese tabuisierten Forschungsgebiete vermutlich der Hauptgrund für das Scheitern seiner akademischen Laufbahn.

Bezogen auf die jüdische Volkskunde ist Salomon Krauss besonders wegen des heftigen Disputs mit Grunwald über Sinn und Nutzen einer dezidiert jüdischen Volkskultur von Bedeutung. Krauss warf Grunwald vor, eine Art folkloristisches Ghetto zu gründen, während er selbst – das heutige Fachwissen vorwegnehmend – Volkskunde als eine Wissenschaft vom Menschen jenseits nationaler, territorialer, ethnischer und konfessioneller Grenzen verstand.

Literatur: Daxelmüller, Ch., Wiener jüdische Volkskunde, Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 90/41, Wien 1987; Daxelmüller, Ch., Jüdische Volkskunde in Deutschland zwischen Assimilation und neuer Identität, Anmerkungen zum gesellschaftlichen Bezug einer vergessenen Wissenschaft, Jacobit, W. u. a. (Hrsg.), Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Wien 1994; Warnken, B. J., Negative Assimilation, Der Volkskundler und Ethnologe Friedrich Salomon Krauss, Raphael, F. (Hrsg.), ...das Flüstern eines leisen Wehens...“, Beiträge zur Kultur und Lebenswelt europäischer Juden, Festschrift für Utz Jeggle, Konstanz 2001.

Bildnachweis: (1) Grunwald, M., Geschichte der Wiener Juden bis 1914, Wien 1926, Frontispiz; (2) Burt, R. L., Friedrich Salomo Krauss (1859–1938), Selbstzeugnisse und Materialien zur Bibliographie des Volkskundlers, Literaten und Sexualforschers mit einem Nachlaßverzeichnis (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse Bd. 549), Wien 1990; (3) Wachstein, B., Hagenberggasse 49, Erinnerungen an eine Wiener jüdische Kindheit und Jugend (Augenzeugen berichten Bd. 6.), Wien 1996, 17.

Familiengeschichtliche Studien

Jüdische Volkskunde und Familienforschung des frühen 20. Jahrhunderts

Linda Buck

Die 1898 gegründete „Gesellschaft für jüdische Volkskunde“ machte es sich zur Aufgabe, eine möglichst vollständige Sammlung aller auf das Judentum und seine Bekenner bezüglich Volksüberlieferungen und Kunsterzeugnisse, also eine Auflistung und Beschreibung von Sagen, Märchen, Volksliedern, Gebräuchen und ähnlichem, zu erstellen, um die Erkenntnisse des inneren Lebens der Juden zu fördern. Die jüdische Volkskunde war eng verknüpft mit der Familienforschung, wie der Titel der in Wien erschienenen Zeitschrift „Jüdisches Archiv. Zeitschrift für jüdisches Museal- und Buchwesen, Geschichte, Volkskunde und Familienforschung“ zeigt. Zweck dieser Fachzeitung sollte es sein, die Öffentlichkeit über den jeweiligen Stand der Forschungsarbeit in den jüdischen Archiven und den Friedhöfen in Wien, Niederösterreich und im Burgenland zu informieren. Als Quellen dienten der jüdischen Familienforschung neben Urkunden, Mohel-, und Chewrabücher auch Grabsteininschriften.

Am Beispiel von vier Familien, deren Geschichten zwischen 1912 und 1929 in familienkundlichen Zeitschriften veröffentlicht wurden, zeigt sich die Relevanz jüdischer Genealogie. Alle vier Familien, die solchermaßen erforscht und dokumentiert wurden, gehörten der gehobenen bürgerlichen Schicht Wiens an. Somit wird bevorzugt auch auf deren Verdienste innerhalb der Stadt, der Gemeinde etc. verwiesen. Mitglieder aller vier Familien waren am Währinger jüdischen Friedhof bestattet worden.

Carl Abraham Freiherr von Wetzlar, 1725 geboren, diente im siebenjährigen Krieg als Armeelieferant und stand in großer Gunst Kaiser Franz I., der ihm den Titel eines Hofagenten verlieh. Bereits 1769 hatte Abraham Wetzlar die Erlaubnis erhalten, „unter Christen zu wohnen“, was für andere Juden Wiens erst 1782 möglich war. Er konvertierte 1776 schließlich zum Christentum und wurde 1777 Freiherr des Römischen Reiches. Während seine Kinder zum Christentum übertraten, hielt seine Gattin Baronin Leonore von Wetzlar am Judentum fest. Sie verstarb 1813. Ihr Grab befindet sich am Währinger Friedhof, es handelt sich um Grab 228 in der Gruppe 4. Der Sohn des Ehepaares, Raymund Cordulus Frhr. v. Wetzlar, soll 1763 Mitbegründer der Wiener Chewra Kadischa gewesen sein. Ein Enkel, Ignaz Frhr. v. Wetzlar, erwarb im französischen Feldzuge den Maria-Theresien-Orden (Abb. 1).



1: Grabstätte der Leonore von Wetzlar. 2: Grabmal des Leopold Spitzer. 3: Grabsteine der Familie Kollinsky. 4: Familiengrab Epstein-Teixeira de Mattos. Alle Grabmäler befinden sich auf dem Währinger jüdischen Friedhof.

Carl Heinrich Spitzer kam im Alter von nur achtzehn Jahren bei der Revolution von 1848 ums Leben. Sein Vater, der Kaufmann Leopold Spitzer, der 1858 verstarb, wurde am Währinger Friedhof, Gruppe 1, Grab 210 b, bestattet. Die Spitzers sollen von der im Jahre 1670 aus Wien vertriebenen levitischen Familie Spitz abstammen (Abb. 2).

Sigmund und Josef Kollinsky, deren Vater 1826 eine Thorarolle für den neu erbauten Tempel in der Seitenstetengasse gespendet hatte, erhielten das Niederlassungsrecht in Pest. Der älteste Sohn des Sigmund Kollinsky, Adolf, wurde als Rabbiner ausgebildet und erwarb an der Prager Universität das Doktorat der Philosophie. Er fiel 1848 in Wien im Zuge der Erstürmung des kaiserlichen Zeughauses und wurde am 9. Oktober auf dem Währinger Friedhof beerdigt. Sein Grab befindet sich in der Gruppe 5, Nummer 131 (Abb. 3).

Am Währinger jüdischen Friedhof befindet sich auch das Familiengrab Epstein-Teixeira de Mattos. Don Diego Teixeira de Sanpayo, der 1673 geboren und in Portugal getauft wurde, wanderte mit seiner Familie nach Hamburg aus, wo er zum Judentum zurück konvertierte und von wo aus er später nach Wien kam. Sein Sohn Manuel Teixeira war in erster Ehe mit Raquel de Mattos verheiratet (Abb. 4).

Literatur: Mitteilungen der Gesellschaft für jüdische Volkskunde, 1898 u. 1899; Jüdisches Archiv, Zeitschrift für jüdisches Museal- und Buchwesen, Geschichte, Volkskunde und Familienforschung, 1927 u. 1928; Archiv für jüdische Familienforschung, Kunstgeschichte und Museumswesen, 1912 u. 1913; Jüdische Familienforschung, Mitteilungen der Gesellschaft für jüdische Familienforschung, 1929.
Bildnachweis: Th. Pertlwieser (1 - 4).

Der Währinger Jüdische Friedhof im NS-Staat

Rudi Leo

Im Jahre 1938 kam es im Zuge der Novemberpogrome zu Verwüstungen auf dem Friedhof. Grabsteine wurden ab 1941 als Baumaterial verwendet, auf dem Friedhof wurde ein Materiallager errichtet. Mitte August 1941 begannen Baggerarbeiten für einen Luftschutzraum. Die deutsche Heeresverwaltung plante die Errichtung einer Bunkeranlage. Dieser Plan wurde offenbar wegen des Krieges nicht mehr umgesetzt. Mindestens 2000 Gräber fielen den Bauarbeiten zum Opfer. Im Jänner 1942 berichtete der Stadtkämmerer Dr. Walter Hanke den Wiener Ratsherren, dass auf dem Areal des Währinger Friedhofes „bereits mit der Erbauung eines Luftschutzbunkers begonnen wurde, der nach dem Kriege als Garage verwendet werden kann.“ Schließlich wurde Wasser in das vorhandene Loch gefüllt und der Löschteich angelegt. Am 8. Jänner 1942 beschlossen die Ratsherren der Stadt Wien die Auflösung aller jüdischen Friedhöfe in Wien. Im Februar ging der Friedhof offiziell in den Besitz der Stadt Wien über.



Grabmäler am Währinger Friedhof einst (links) und jetzt (rechts):
1-2: Ruhestätte der Familie Epstein von 1856.
3-4: Grabmal der Familie von Königswarter.

Schändung des Friedhofes im Dienste der „NS-Rassenkunde“ und die „NS-Metallsammelaktion“:

Dr. Viktor Christian, Dekan der philosophischen Fakultät der Universität Wien und Leiter der „Lehr- und Forschungsstätte für den Vorderen Orient“, eine Institution von Heinrich Himmlers Verein „Ahnenerbe“, stellte die Weichen für die Exhumierungen des Naturhistorischen Museums auf dem Währinger jüdischen Friedhof. Er war seit 1933 Mitglied der NSDAP, SS-Oberscharführer und Obmann des „Ahnenerbes“. 1942 musste auf seine Veranlassung hin die Israelitische Kultusgemeinde eine Kartei aller bis dahin dokumentierten bestatteten Personen (über 8.000) anlegen. Schon im Sommer 1941 verlegte die Israelitische Kultusgemeinde aufgrund der drohenden Exhumierungen einzelne Gräber auf den Zentralfriedhof. Es wurden vom Naturhistorischen Museum über 200 Personen exhumiert; deren sterbliche Überreste übernahm Dr. Josef Wastl. Dieser war seit 1938 Leiter, von 1941–1945 Direktor der Anthropologischen und der Prähistorischen Abteilung des Naturhistorischen Museums. Wastl war bereits seit 1932 Mitglied der NSDAP und spielte eine zentrale Rolle in der „NS-Rassenforschung“ in Wien. Er bestellte bereits 1939 eine „anthropologische Kommission“, die rassenkundliche Untersuchungen durchführte.

Im November 1942 erhielten alle jüdischen Gemeinden vom „Reichskommissar für Altmaterialverwaltung“ in Berlin die Nachricht zur NS-Metallsammelaktionen auf jüdischen Friedhöfen. Die „Erfassung von Schrott und Metallen“ auf jüdischen Friedhöfen wurde befohlen. Im Frühjahr 1943 begann die Plünderung von zahlreichen Metallapplikationen, Grabstätten, Zäunen und Toren.



5-6: Der Grabstein des Salomon Joseph Wertheimer von 1834 ist heute nicht mehr erhalten, stilistisch ähnelte er jenem der Laura Jerusalem.
7-8: Spuren massiver Zerstörung: Vom Grab des Raphael M. Kaulla ist der Aufsatz in Gestalt einer verhüllten Urne verschwunden und vom Grabmonument des Hermann Todesko existiert heute nur noch der umgestürzte Mittelblock mit Namensinschrift.

Literatur: Kater, H. M., Das „Ahnenerbe“ der SS 1935–1945, Ein Beitrag zur Kulturpolitik des Dritten Reiches, Studien zur Zeitgeschichte 6, München u. a. 2005; Reichspost: Der Währinger israelitische Friedhof, Wien, Freitag, 2. Jänner 1931; Teschler-Nicola, M. u. Berner, M., Die Anthropologische Abteilung des Naturhistorischen Museums in der NS-Zeit, Berichte und Dokumentation von Forschungs- und Sammlungsaktivitäten 1938–1945, Abteilung für Archäologische Biologie und Anthropologie, Naturhistorisches Museum, Wien o. J.; Walzer, T., Der Währinger jüdische Friedhof, Historische Entwicklung, Zerstörungen der NS-Zeit, Status quo, Forschungsprojekt des Zukunftsfonds der Republik Österreich in Kooperation mit der IKG Wien, August 2006–September 2007, Wien 2008.
Bildnachweis: Jüdisches Museum der Stadt Wien (1, 3, 5); Th. Pertlwieser (2, 4, 6).

Leben auf Gräbern

Wohnen im Arthur-Schnitzler-Hof

Andrea Klabach

Der Alltag der BewohnerInnen des Arthur-Schnitzler-Hofes begann mit deren Einzug im Jahr 1959. Ein neuer Gemeindebau von vielen? Nicht ganz. Er teilt mit dem jüdischen Währinger Friedhof eine Zeit gemeinsamer Geschichte. Gemäß jüdischer Tradition steht den Toten ewige Ruhe zu. Dazu gehört die Unversehrtheit des Leichnams, was das Exhumieren und Autopsieren verbietet. Rund 100 Jahre lang war der jüdische Friedhof in Währing Begräbnisplatz für alle in Wien verstorbenen Juden. 1941 wurde ein Teil für die Anlage eines Löschwasserteiches zerstört. Das Erdreich enthielt Knochen und sterbliche Überreste, die auf Wiener Plätzen und Straßen, u. a. vor dem Westbahnhof, einplaniert wurden. Heute blickt man – auf dem Friedhof stehend – von den jüdischen Gräbern auf den Gemeindebau der Stadt Wien, die bis 1996 Wohngebäude wettbewerbsfrei als geschützte Segmente und identitätsstiftendes Merkmal Wiens errichtete. Andersherum gibt der Blick vom Schnitzler-Hof auf den Friedhof die Perspektive der Gemeindebau-BewohnerInnen wieder, die im April 2008 anhand kurzer Stiegenhausgespräche recherchiert wurde.

Die nach dem 2. Weltkrieg geführten Restitutionsverhandlungen der Israelitischen Kultusgemeinde gegen die Gemeinde Wien wurden 1955 abgeschlossen. Die Kultusgemeinde hatte zugunsten Wiens auf das Areal des Löschwasserteiches verzichtet. Den übrigen Friedhof erhielt die Kultusgemeinde zurück, unter der Zusicherung, das abgetretene Areal werde als Grünland erhalten. 1956 widmete die Gemeinde Wien das Gelände jedoch in Bauland um. Aufgrund akuten Wohnungsbedarfs der Gemeinde Wien wurde im Rahmen des kommunalen Wohnbaus schließlich 1959/60 auf dem ehemaligen Friedhof ein Gebäude mit 49 Wohneinheiten erbaut und 1962 anlässlich des 100-jährigen Geburtstages des Dramatikers „Arthur-Schnitzler-Hof“ genannt.

Auf die Frage, ob er wisse, was für ein Ort das sei, auf dem der Schnitzler-Hof erbaut wurde, antwortet Herr X., ein langjähriger Bewohner des Gemeindebaus, sogleich: „Da war ein Löschteich. Keine Gräber. Die sind weggekommen bei Hitler. Ein zweiter Bau war geplant auf dem Friedhof, aber wegen dem Gesetz hat das nicht stattgefunden. Von den USA kommen manchmal Angehörige. Sollen sich auch kümmern.“

Hingewiesen auf die Grabstellen unter dem Schnitzler-Hof erklärt Frau H., ebenfalls eine Bewohnerin: „...dass ja da eh keine Gräber sind. Aber wenn noch Knochen wären, wäre das unangenehm, aber was sollte man denn machen?“



1: Blick vom Friedhof Währing auf den 1959 errichteten Schnitzler-Hof. 2: Grabsteine vor den Fenstern des Gemeindebaus. 3: Blick aus dem vergitterten Schlafzimmerfenster des Herrn X. auf die Friedhofsmauer 4: Glasscherben und Stacheldraht als Symbol einer Grenze zwischen Friedhofsbesuchern und Gemeindebaubewohnern.

Der Blick von oben (aus dem Schnitzler-Hof) nach unten (auf den Friedhof), stellt immer wieder Fragen nach der Perspektivität von Erinnerung. Wer erinnert wie? Wer ist interessiert an welchem Wissen?

Indem von einem „Löschteich“ gesprochen wird und man aber das Gräberfeld ausblendet, kann ein Teil der Vorgeschichte des Hauses, in dem man wohnt – die Geschichte der Gräber, der Knochen unter dem Fundament des Hofes – vergessen werden.

Raum bildet sich nach Michel auch aus einer Form „geistiger Auslegung über Gewusstes“ heraus. Die Grenze zwischen Kultur und Sozialisation von Räumen bleibt jedoch durchlässig, so dass der Gemeindebau zugleich Grab und Wohnort ist. Dies aber können die bisher befragten Bewohner aus ihrer Perspektive offenbar so nicht wahrnehmen.

Es sind die Grenzen, die den Raum formen: Die Grenze zum Wohnbau bildet sichtbar und konkret eine Mauer mit Stacheldraht und Glasscherben auf der Mauerkrone. Eine zweite, unsichtbare Grenze ist die unterschiedliche Verfassung der Menschen, die den Friedhof besuchen, und jene der Bewohner des Gemeindebaus. Und eine dritte Grenze bildet – unterirdisch – das Aneinanderstoßen des Fundaments des Gemeindebaus an die Fläche von Erdreich und Knochen der im jüdischen Friedhof Bestatteten.